

Efoé Julien Pénoukou

## Die Missionspriester und die Zukunft der afrikanischen Kirchen

Soll man denn dieses Thema noch ansprechen, das in spezialisierten Zeitschriften schon so sehr breitgeschlagen wurde, das die Generalkapitel der Missionsinstitute stark beschäftigte und vielleicht schon manche hochherzige Einsatzbereitschaft, die sich für die Missionen engagierte, verwundet hat? Wir möchten mit Pater Congar antworten, daß «die schwierigen Fragen, die uns heute gestellt sind, sich nicht auf ein umstürzlerisches Unternehmen reduzieren, daß nicht schon alles konstituiert und vorgegeben ist und daß es uns aufgetragen ist, zu suchen»<sup>1</sup>. Denn – und niemand wird dies leugnen können – das traditionelle missionarische Werk ist heute *de facto* Übergangsschwierigkeiten unterworfen. Mit Blick auf die Zeichen der Zeit müssen wir weiter nach Mitteln und Wegen suchen, um diesen geschichtlichen Übergang erfolgreich zu meistern.

Der bescheidene Beitrag, den wir zu dieser leider etwas leidenschaftsgeladenen Debatte beitragen möchten, läßt sich in drei Punkten zusammenfassen: die verschiedenen Positionen, die man diesem Übergang gegenüber einnimmt, ins Gedächtnis rufen; die Zweideutigkeit einer zu stark «subjektivierten» Fragestellung ausräumen und schließlich das eigentliche Problem, nämlich das der Wahl einer bestimmten Zukunftsausrichtung seitens der afrikanischen Kirchen einführen, ohne es jedoch zu behandeln.

### *Sollen die fremden Missionare gehen oder bleiben?*

Diese so abrupt gestellte, tatsächliche oder eingebildete Frage hat unterschiedliche und mitunter auch einander widersprechende Reaktionen hervorgerufen, die man in vier Kategorien einordnen kann:

1. Da sind zunächst jene, die auf die Auflösung der Missionsgesellschaften, ihre Entlassung oder ihr gut geordnetes Weggehen schwören. Bei dieser Auffassung stellt man fest, daß die Anwesenheit und Mehrheit fremder Missionare in den Kirchen Afrikas das Heranreifen christlicher Gemeinden blockiert. Da die tatsächliche Entscheidungsgewalt in wirtschaftlicher und ideologischer Hinsicht immer in den Händen von Fremden liegt, ist die Situation dieser Kirchen keine

andere als die von Beihilfeempfängern und Beherrschten. Die Christen der Ortskirchen haben es demnach nötig, auf sich selbst gestellt zu werden, ihre Verantwortung mutig in die Hände zu nehmen, um ihre eigene Identität zu bestimmen und ihre Autonomie zu erringen.

Dieser als radikal bezeichneten Position wirft man vor, sie sei «gegen den Geist des Evangeliums und gegen das authentische Lehramt der Kirche» in dem Maß, in dem sie die Bande christlicher Brüderlichkeit durchbreche, die Kooperation zwischen alten und jungen Kirchen beeinträchtige und so die Ausbreitung des Glaubens blockiere<sup>2</sup>. Andere geben sich damit zufrieden, ihren Mangel an Realismus zu rügen, indem sie die klassischen Argumente vorbringen: zu geringe Anzahlen einheimischer Priester, finanzielle Schwierigkeiten usw.

2. Dieser Auffassung nahestehend schlugen die ökumenischen Tagungen von Bangkok (1973), Lusaka und Lausanne (1974) den jungen Kirchen vor, den Mut zu einem «Moratorium», d.h. zu einem vorübergehenden Bruch, aufzubringen. Es würde für diese Kirchen darum gehen, mehrere Jahre hindurch auf jegliche fremde Hilfe zu verzichten, mit freien Händen an ihrer eigenen Reifung zu arbeiten, um später mit den Mutterkirchen Beziehungen einer Zusammenarbeit zwischen gleichen Partnern zu knüpfen.

Gewisse Beobachter haben nicht gezögert, in einer solchen Einstellung, die seinerzeit wie eine Bombe zündete, Zeichen einer unverantwortlichen Haltung zu sehen. Ihrer Meinung nach stachelt das «Moratorium» die jungen Kirchen zu einer autarken Autonomie auf, d.h. veranlaßt sie, sich in sich selbst zu verschließen, während ein christliches Vorgehen in Hinblick auf eine verantwortliche Reife die Bande der Einheit und gegenseitigen Hilfe mit der Universalkirche aufrechterhalten und verfeinern müßte. Aber man kann sich fragen, ob diejenigen, die das «Moratorium» verachten, immer dessen tiefere Intention erfaßt haben.

3. Eine dritte Lösung, die man auch den gemäßigten Weg nennt, nimmt ihrerseits eine Gegenposition zu dem radikalen Vorgehen ein, da sie die Notwendigkeit der Anwesenheit von Missionaren herausstellt, bis die jungen Kirchen, wie sie sagt, sich selbst genügen können. Andere, die sich weniger zweideutig ausdrücken, treten für eine Integrierung der fremden Missionare in die Ortsgemeinden ein, was ein lebendiges Zeichen der Universalität der einen Kirche Christi wäre. Sicher müßte das Missionssystem in dem korrigiert werden, was an ihm fehlerhaft ist: Die pastoralen Techniken wären zu sichten und zu erneuern, ein Transfer der wichtigsten verantwortungsvollen Posten wäre vorzu-

nehmen, die noch bestehenden Formen eines geistlichen Kolonialismus zu korrigieren usw. Kurzum, «die nicht-afrikanischen Missionare sollen die Aspiration der jungen Kirchen nach mehr Autonomie und Verantwortung beachten, sich verfügbar zeigen und freimütig am Suchen der christlichen Gemeinden teilnehmen, unter der obersten Leitung der Ortshierarchie»<sup>3</sup>.

Die Hypothese einer gemäßigten Entwicklung kann sich auch nicht einer Reihe von Vorwürfen entziehen. Man wirft ihr insbesondere vor, durch ihre Weigerung, sich dem Risiko des Reifens zu stellen, eine Flucht nach vorne vorzunehmen. Ferner beruht die zahlenmäßige, wirtschaftliche und ideologische Sicherheit, zu deren Verteidiger sie sich macht, auf einem Modell von Christentum und Kirche, einer Auffassung vom Priester und seiner Rolle, von pastoralen Techniken und einer christlichen Handlungsweise, die gänzlich von anderen Gesellschaftsordnungen und für andere Zeiten erarbeitet worden sind. So macht man darauf aufmerksam, daß diese Position die jungen Kirchen in einen Teufelskreis einschließt, dessen Richtmaß und Anziehungspunkt der weiße Idealtypus bleibt. Die erwünschte und weiterhin aufrechterhaltene Anwesenheit fremder Missionare tut dann ein übriges, um die Ortschristen nach dem Bild der früheren Herren zu formen. Die Gegner einer solchen Lösung fügen hinzu, daß sie letztlich eine Beleidigung der Würde der Afrikaner und ihres Sinnes für Initiative sowie mangelnder Glaube an das schöpferische Handeln der Güte Gottes darstellt.

4. Die Position der Missionsgesellschaften hält Schritt mit der Auffassung von einem langsamen und allmählichen Übergang. Sie stellt sich besonders gern den Bischöfen gegenüber dar. Ihnen gegenüber verspricht man völlige Verfügbarkeit. Der Begriff des «Dienstes», der auf dem Konzil geprägt wurde und überall rasch Anklang fand, dient dann als eine neue Art, die Anwesenheit von Missionaren zu rechtfertigen: «Wir müssen den Ortskirchen jenen spezifischen Dienst anbieten, der Teil unserer Berufung ist. Wir werden dahin gehen, wo die Bischöfe uns gerne sehen und für diesen spezifischen Dienst haben möchten...»<sup>4</sup>

Auf dem Einsatzfeld selbst wird dann aber ein Abwandern sichtbar. Es organisiert sich in der Weise, daß man in Diözesen mit Personalmangel geht, zu gefälligen Bischöfen. Im Gesamt der Missionsinstitute wurde noch keine Strukturveränderung deutlich, obgleich auf der Ebene der Ausdrucksweise und der mitunter wichtigen Einzelheiten wirkliche Verbesserungen beginnen.

Diese Haltung wird von ihren Gegnern als reformistisch bezeichnet. Man wirft ihr vor, sie kümmere sich

vornehmlich um das Überleben der Missionsgesellschaften, ihren uneingestanden Wunsch, weiterhin «die Vermittler von Einfluß ihres Landes, ihrer Kultur und ihrer Ideologien zu sein». Ihrer Meinung nach ist die unbequeme und sogar mangelhafte Situation der jungen Kirchen nur die logische Erwiderung auf eine ungesunde Strategie der Missionare. Sie sagen, die Missionsinstitute seien unfähig, eine grundlegende Bekehrung zu vollziehen, da sie ganz natürlich an eine Geschichte gebunden sind, die den Beginn der Identitätskrise darstellt, an der Afrika heute noch leidet.

Die immer heftigere Kristallisierung der Hauptsorgen um den Abzug oder das Bleiben der fremden Missionare in den jungen Kirchen ist zumindest beunruhigend. Sie regt uns an, die Basis zu einer solchen Fragestellung zu hinterfragen.

### *Die Zweideutigkeit dieser Feststellung*

Die Diskussion über die traditionelle missionarische Tätigkeit oder vielmehr über ihre Zukunft hat meiner Meinung nach einen ungunstigen Anfang genommen. Auf der Seite der Missionare, aber auch auf der gewisser einheimischer Priester und sogar in den Erklärungen afrikanischer Bischöfe wird eine Tendenz sichtbar, das Problem in Begriffen persönlicher Aggression, negativer Zerstörung zu stellen und zu interpretieren; oder aber die Diskussionen, Hypothesen und Kritiken, die um die Wirklichkeit der Mission herum aufgeworfen werden, zu «subjektivieren». Die Versuche zur Lösung eines Problems, von dem man zumindest sagen kann, daß es komplex ist, werden etwas zu schnell mit Mutlosigkeit, Ratlosigkeit und Zorn aufgenommen.

Aber dem ist so gerade wegen der Uneindeutigkeit der gestellten Frage; einer Frage übrigens, die etwas zu spät gestellt wird, in dem Maß, in dem sie uns glauben läßt, daß die fremden Missionare ihr Weggehen nie vorbereitet und vorausbedacht haben. Aber, wie es Kardinal Lavigérie am 12. Oktober 1874 in einer Kapitulanordnung für die Leitung der Seminare vorschrieb, «die Missionare müssen vor allem Initiatoren sein, aber das dauerhafte Werk muß von den Afrikanern selbst, die Christen und Apostel geworden sind, ausgeführt werden».

Weggang oder Bleiben der fremden Missionare? Eine uneindeutige Frage auch deswegen, weil sie Ort und Sinn der eigentlichen Frage, deren Tragweite die Anfälle schlechter Laune und die diversen seelischen Zustände einer Menschengruppe weit übersteigt, verschiebt. Mit anderen Worten, eine solche Frage ist nur Frage, d.h. Suchen nach Sinn und Wert, wenn sie an die Formal- und Finalursache einer wirksamen Tätigkeit des Missionars gebunden ist. Oder aber: im

Heilsplan in Christus übersteigt das Werk der Evangelisierung die Diener des Evangeliums, die in den Weinberg des Meisters eingeladen wurden. Wie die Schrift sagt: «Wenn ihr alles getan habt, was ihr tun müßt, dann sagt: Wir sind unnütze Knechte. So muß also das Problem der Verkündigung des Evangeliums, seiner Notwendigkeit (1 Kor 9,16), seines Gegenstandes (2 Kor 4,5) seiner Zielsetzung (Tit 1,1) zuerst gestellt werden.

So gleicht es etwas einem Scheingefecht, wenn man das Geschick der jungen Kirchen im Blick auf das Überleben einer Korporation und im Sinne einer Übertragung von verantwortungsvollen Posten betrachtet. Zunächst weil dies die Ortsgemeinden nicht ermuntert, zu den Quellen des Glaubens vorzustoßen. Weil es die Gemüter polarisiert und die Energien auf ein Thema hin mobilisiert, das alles in allem genommen zweitrangig ist, weil es keine Möglichkeit bietet, aus dem Subjektivismus und der Willkür herauszukommen, d.h. das Bewußtsein der Menschen von den Vergeltungswünschen einer befleckten Geschichte zu befreien, um sie für das geistliche Werk der Versöhnung in Christus zu öffnen (2 Kor 5,19).

Vielmehr geschieht alles oder fast alles so – oder zumindest sagt man es so –, als hätte die Offenbarung Gottes und der Same seines Wortes in Afrika mit den Missionsinstituten begonnen und als endete sie mit ihnen. Kardinal Daniélou hätte geantwortet, daß «es ein Zufall für das Christentum ist, daß es verwestlicht wurde»<sup>5</sup>, genauso wie es für die christlichen Gemeinschaften in Afrika zufällig bleibt, daß sie ein Christentum empfangen haben, das in westlicher Gestalt auftritt. Und morgen wird es ebenso wenig wesentlich sein für den Gegenstand seines Glaubens, daß es ein afrikanisiertes Christentum besitzt. Wir müssen also ständig von diesem Gegenstand des Glaubens ausgehen und wieder zu ihm vorstoßen, zu Ihm, der da kommt im Namen des Herrn (Lk 13,36), zu dem Gesandten Jesus Christus.

Wenn dies nun eingeräumt ist, so wäre es doch böswillig zu denken oder glauben zu machen, daß das Bleiben oder Weggehen der fremden Missionare und tiefer noch ihre Auffassung und ihre traditionelle Handlungsweise im Werk der Evangelisierung für die Kirchen Afrikas kein Problem darstellen würde. Die lange Reihe von Reaktionen, die oben erwähnt wurden, zeigt deutlich genug, daß es ein ernstes Unbehagen gibt. Und das Problem liegt keineswegs, wie man es uns manchmal glauben machen wollte, in einer Infragestellung des missionarischen Bewußtseins der Universalkirche (Mk 16,15). Die Entmutigung oder gar die Verzagtheit, die viele Missionare angesteckt hat, wie auch die Lösung, daß sie weggehen sollen, die,

gewiß, mitunter sogar mit einer gewissen Heftigkeit von Priestern und Laien der Lokalkirchen gefordert wird, und noch tiefer das Gefühl, hin- und hergerissen zu sein zwischen dem traditionellen religiösen System und einem missionarischen Christentum, das viele Christen der Ortsgemeinden empfinden, sind zunächst historische und soziale Größen. Die Geschichte einer Eroberung und einer fremden Herrschaft.

Aber seit einigen Jahrzehnten kennt diese Geschichte eine neue Periode, mit bedeutenden sozialen Umwälzungen. Das Phänomen der Entkolonialisierung hat das Bewußtwerden der jungen Völker verstärkt und die harte Konfrontation zwischen reichen und armen Ländern herausgestellt. Und wie die Bischöfe Asiens im November 1970 in Manila feststellten, «sehen wir das Erwachen der Massen und das Ende der passiven Annahme von Armut, Unwissenheit, Krankheit, Ungerechtigkeit, Ausbeutung vor uns...».

Es ist kein Zufall, wenn in den Staaten der Dritten Welt die Militärdiktaturen bei jeder Machtergreifung sich des Begriffs der Revolution bedienen als Ausweis ihrer Legitimierung. Darüber hinaus stärkt das Übernehmen verantwortungsvoller Posten durch die jungen Kirchen deren Willen, ihre eigene Identität zu behaupten. Ein derartiger geschichtlicher Wandel stellt, selbst wenn man die theoretischen Wege, die vom Zweiten Vatikanischen Konzil eröffnet wurden, beiseite läßt, notwendigerweise die klassische Missionssituation in Frage.

Es ist wahr, daß im Westen die kosmische Krise die einer satten Welt ist, oder, um den Ausdruck von Jean Lacroix zu gebrauchen, die einer Gesellschaft mit Fehlern und zahlreichen Löchern, durch die die Substanz des gesellschaftlichen Corpus entweicht. Hat die Krise des missionarischen Bewußtseins nicht in einer solchen Gesellschaft begonnen, dergestalt, daß «die missionarische Tätigkeit in der letzten Zeit wie eine Flucht des Westens nach vorn funktioniert, des Westens, der eine religiöse Krise durchlebt, wie ein zweideutiges Verschieben der entscheidenden Frage, die diese Krise stellt, und wie eine Art und Weise, die religiösen Widersprüche aus sich heraus zu verlegen». Dies festzustellen und zu sagen ist nicht unfreundlich und auch kein Zeichen von Bitterkeit; es ist nur ein Versuch, die Zweideutigkeit einer Frage zu zerstreuen, um sich, wie die Philosophen des Logos sagen würden, über die Sache verständigen zu können.

Im übrigen gibt die Anwesenheit einer Mehrheit von Missionaren in den jungen Kirchen nach ungefähr hundert Jahren Evangelisierung Anlaß dazu, die gesamte missionarische Tätigkeit global zu verdächtigen: Das Faktum stellt an sich eine Quelle von Unbehagen

dar. So hat z. B. die Diözese von Yaundé mit 535 000 Einwohnern und 415 000 Getauften nur 63 einheimische Priester gegenüber 110 Missionaren. In Zaïre gibt es für eine katholische Bevölkerung von mehr als neun Millionen nur 675 Diözesanpriester gegenüber 2500 ausländischen Missionaren; in der Diözese Dakar muß man rund fünfzehn afrikanische Priester auf mehr als hundert Missionare zählen, während in Saint-Louis, wo der afrikanische Bischof Spiritaner ist und aus Ziguinchor stammt, die elf Priester der Diözese alle Missionare sind. Gewiß sind von den 900 000 Diözesanen von Bischof Sana 99 % alteingesessene Muslime, die allein in der Stadt Saint-Louis 59 Moscheen gegenüber zwei Kirchen haben. Aber man kann, ohne Gefahr zu laufen, sich zu irren, behaupten, daß global gesehen die jungen Kirchen zahlenmäßig mehr von Missionspriestern als von einheimischen Priestern abhängen. Dies kann weder für die einen noch für die anderen Anlaß zu Stolz sein.

Aber hier liegt, wie wir bereits sahen, nicht das eigentliche Problem, ebensowenig wie es darin liegt, zu wissen, «ob» die fremden Missionare gehen müssen oder nicht. Es geht vielmehr darum zu sehen, «wie» sie noch bleiben können oder nicht. Und dieses «wie», das notwendigerweise durch eine grundlegende Bekehrung ihrer Mentalitäten und ihrer Strategien gehen muß, ist strukturmäßig an die Zukunftsorientierung der Kirchen Afrikas gebunden.

### *Zukunftsorientierung*

Diese Orientierung ist eine einzige für die jungen christlichen Gemeinden und demnach auch für jeden Mitarbeiter, der sich verpflichtet, ihnen seine Hilfe zu bringen. Sie besteht darin, schon jetzt einen Prozeß der Bekehrung – im etymologischen Sinn – in Gang zu setzen, der es erlaubt, das Gewicht des Kolonialisierungswerks als ganzes anzunehmen, sich von den vielfältigen Banden äußerer Abhängigkeit zu befreien und insbesondere ein überkommenes Christentum neu entstehen zu lassen, indem man ihm vom Genie der afrikanischen Kultur her eine neue Dynamik gibt.

Eine solche Orientierung beinhaltet zunächst eine Sensibilisierung der Ortsgemeinden dafür, daß sie ihre eigene Verantwortung übernehmen, eine Infragestellung der traditionellen pastoralen Techniken, einen mutigen und kritischen Blick auf eine Kirche, die immer noch zu klerikal ist. Wie Bischof Kalikombe aus Malawi 1973 in einem Hirtenbrief schrieb, «wird die

Ortsgemeinde lebendig und wirkend in dem Maß, in dem sie sich grundsätzlich selbst genügt in bezug auf ihr eigenes inneres Leben und für ihre missionarischen Verpflichtungen...und sich bemüht, eine Kirche aufzubauen, die die Möglichkeit hat, zu überleben und zu wachsen, auch unter den kritischsten Bedingungen, die man nur erahnen kann». Dies ist ein Akt des Glaubens.

Dieser Glaube, der unverdientes Geschenk Gottes ist, ist auch eine existentielle Neuaneignung der Gnade des Heils. Mehr als die sichere Errungenschaft eines jahrtausendealten Glaubensgutes muß das Leben aus dem Glauben für jedes Volk die Ankunft der Menschwerdung des Wortes Gottes sein. Und für Afrika eine Einwurzelung, eine Wiedergeburt, die auf dem Wege über sein sozio-kulturelles Erbe geschehen muß und gleichzeitig durch eine Neuformung dieses Erbes mit Hilfe der radikalen Erneuerungskraft des Christentums. Es handelt sich hier um ein Infragestellen einerseits des schwarzafrikanischen Erbes, andererseits der Sprache und des Inhalts des «theologischen Überbaus» des Westens, der uns allzu lange vom «kerygmatischen Unterbau» abgesperrt hat. Aber, Gott sei Dank, der afrikanische Theologe ist in aller Stille schon am Werk, achtsam gegenüber der Stimme des Herrn, entschlossen, zusammen mit allen Armen im Geiste die Wette auf die Zukunft zu gewinnen; die Zukunft eines Christentums, in welchem alle Menschen guten Willens sich quer über alle Grenzen hinweg als Söhne ein und desselben Vaters und als Brüder ein und desselben Sohnes Jesus Christus wissen dürfen.

Dann wird es in diesem Christentum mit einem menschlichen Antlitz weder schwarz noch weiß geben, weder solche, die helfen, noch solche, denen geholfen wird, weder Missionare noch Missionierte; alle werden wir nur noch einer sein in Jesus Christus (Gal 3,26–28). Leider sind wir noch nicht so weit. Und so bleibt denn die Frage nach der Zukunft der Kirchen Afrikas und nach dem künftigen Geschick der fremden Missionare noch offen. Aber – und damit machen wir uns einen Wunsch von J. Guehenno zu eigen –, «wie man bei jedem Papier, das man beschreibt, einen Rand läßt für die Verbesserungen und die Berichtigung von Fehlern, für alles, was man bisher noch nicht ganz getroffen hat, für die Wahrheit, die man zunächst nur erhoffen kann, so wollen wir rund um unsere Ideen herum einen freien Rand lassen für die Brüderlichkeit»<sup>6</sup>.

<sup>1</sup> Au milieu des orages (Cerf, Paris 1969) 57.

<sup>2</sup> Vgl. die Erklärung der Bischöfe Afrikas und Madagaskars, die auf der vierten Weltsynode der Bischöfe anwesend waren: Doc. Cath. 1664, 17. November 1974, 995.

<sup>3</sup> Ebd.

<sup>4</sup> A. Laur, La mission des Pères Blancs, ein Interview, das von François Bernard durchgeführt wurde: La Croix, 17. November 1974.

<sup>5</sup> Le mystère du salut des nations (Seuil, Paris 1964) 52.

<sup>6</sup> Y. Congar, aaO. 56, Anmerkung.

Übersetzt von Elisabeth Pfirrmann

## EFOÉ JULIEN PÉNOUKOU

1945 geboren in Bénin. Priesterweihe 1969. Seelsorgerstätigkeit in Cotonou (Bénin) bis 1973. Verschiedene Kuratien für Jugendbewegungen; Professor an einer katholischen Schule; Komponist und Verant-

Joachim N'Dayen

### Das Verhältnis der Ortskirchen zu Rom und die Rolle der Bischofskonferenz Schwarzafrikas

Dem Heiligen Geist und dem Heiligen Vater hat es gefallen, mir seit 1969 die Diözese von Bangui (Zentralafrikanische Republik) und gleichzeitig die Verwaltung der Diözese von Bambari anzuvertrauen, für die man seit sechs Jahren einen Bischof sucht.

Diese relativ kurze Erfahrung ist jedoch lang genug, um das Verhältnis, das zwischen den Ortsgemeinden und Rom einerseits und der Rolle der Bischofskonferenz Schwarzafrikas (ich dulde im Augenblick diese Bezeichnung) andererseits bestehen kann, richtig einzuschätzen.

Dennoch muß man gestehen, daß es nicht sehr einfach ist, dieses Verhältnis schriftlich nachzuzeichnen, und zwar aus mehreren Gründen. Einige von ihnen seien im folgenden genannt.

Zunächst sind die Themen, über die wir in Gedankenaustausch stehen, vielfältig: allgemeine Fragen der Pastoral, spezielle Werke, Kirchengüter, Konsultationen bezüglich ganz bestimmter Probleme (gewöhnlich entsteht dabei keinerlei Gefahr für die Wandelbarkeit und Vervollkommnung der Lösungen, die von dort unten schon vorgesehen waren ...). Es ist schwierig, alles zugleich anzusprechen oder sogar einen zufriedenstellenden allgemeinen Überblick zu geben; so komplex ist die Wirklichkeit.

Dann muß man auch wissen, daß man in der Ewigen Stadt in bezug auf diese Probleme sehr empfindlich ist,

wortlicher für religiöse Gesänge in der Mina-Sprache. Verantwortlicher für katholische Rundfunksendungen. Magistergrad in politischer Soziologie an der Sorbonne (Paris). Demnächst Verteidigung der These für das Doktorat in Theologie am Institut Catholique in Paris. Aus seinen Veröffentlichungen: ein Buch für Jugendliche, «Réfléchis...» (Éditions du Bénin 1973); L'Évangile qu'attend la Jeunesse africaine: Mission de l'Église, September 1975; Christianisme missionnaire et Colonialisme: 2000 ans de christianisme; Intellectuels noirs et changements de mentalité: Spiritus 64 (1976). Anschrift: 5, rue Emilio Castelar, F-75 012 Paris, Frankreich.

dergestalt, daß diese tabuisierten Themen nicht diskutiert werden können, ohne daß dies in eine Atmosphäre des Zweikampfes ausartet. Ich habe keineswegs die Absicht, eine ausweglose Polemik anzuzetteln. Aber innerhalb der brüderlichen Liebe in der Kirche bleibt doch Platz für die Freiheit der Kinder Gottes... Ich will die zwei Themen, die mir vorgeschlagen wurden, getrennt behandeln.

Da es hier um Ortsgemeinden geht, kann man nicht auf die Definitionen technischer Art eingehen, die die «Ortsgemeinden» und die «Partikularkirchen» näher bestimmen. Unser Mitbruder Erzbischof B. Yago von Abidjan hat auf dem Symposium der afrikanischen Bischöfe in Rom 1975 eine diesbezügliche Studie vorgelegt (Bericht der 4. Vollversammlung des SCEAM, S. 94–104). Ich werde vielmehr an eine gewisse «Praxis» zwischen den beiden Polen erinnern: zwischen unseren Kirchen und den zentralen römischen Anweisungen, mit all den Meinungsverschiedenheiten, die einem Dialog zwischen Menschen anhaften können, selbst wenn sie vom gleichen Ideal bestimmt werden. Hervé-Marie Legrand hat dieses Thema ebenfalls angesprochen in einem Aufsatz zur Frage: Welche theologischen Motive sind im Spiel bei der Wiederaufwertung der Ortskirchen? (CONCILIUM 8 [1972] 21–27).

Genauerhin muß man auch sagen, daß wir in den sogenannten Missionsländern eher mit der Kongregation für die Verbreitung des Glaubens (Propaganda Fide) in Dialog stehen. Diese Kongregation stellt eine Schaltstelle zwischen uns und den anderen Organismen der römischen Verwaltung dar, so scheint es. Und wenn wir von Rom sprechen, dann bleiben unsere Kontakte auf diesem Stadium stehen, so daß wir nur schwerlich wissen können, ob unsere Entscheidungen und Wünsche über diese Trennwand hinausgehen. Man wird zugeben müssen, daß jeder Bischof den Papst zu einem brüderlichen Austausch treffen kann. Sogar Erzbischof Lefèbvre gelingt dies, obwohl er mitten in der Auflehnung steht.